

Illustrirtes Unterhaltungsblatt



Sonntags-Beilage zur Ostdeutschen Presse

und deren Sonder-Ausgaben.

Verlag der Gruenauer'schen Buchdruckerei Otto Grunwald in Bromberg.

Ostergross.

Nun übers Meer auf frohen Schwingen
Der Vogel nach der Heimat strebt,
Nun durch die Welt mit süßem Klingen
Das Lied vom jungen Frühling schwebt;

Nun überall die Keime sprossen,
Zum Licht erweckt aus Nacht und Tod,
Ach, nun uns Gottes Herz erschlossen
Und ew'gen Lebens Morgenrot —

O sagt, was bleibt uns noch zu sorgen
Als dies: daß froh und kindbewußt
Beim Herrn wir suchen jeden Morgen
Zu neuem Wallen Kraft und Lust?

Daß wir in Gottes Hände legen
Still alle Sorge, Lieb' und Leid,
Bis er des ew'gen Lenzes Segen
Uns heut in jener Herrlichkeit?

Und ob der Tod mit dunklem Flügel
Uns drohend über's Herz noch fliegt —
Getrost, es schwebt um alle Hügel
Der Ostergross: Das Leben siegt!

Paul Deius.



„Hurra! Die Grosseltern kommen!“ Von Th. Kleehaas.

Glück.

Roman von Eva Gräfin von Baudissin.
[Fortsetzung.] [Nachdruck verboten.]

„Man wird ihn seiner Frau wegen dulden, aber das ist auch der einzige Vorteil für ihn,“ fuhr nach einer kleinen Pause der alte Rowen fort, „so weit ich die Sache übersehen kann. Und hinausgeworfen ist er bisher ja auch noch nirgends, obgleich ich heute abend nicht übel Lust dazu hatte. Solch armes Kind zu erobern — und die Mutter mit der vernichtenden Thatsache zu überfallen, ein rechtes Heldentstück!“

„Nun,“ meinte Anny spitz, „daraus kann man ihn wohl keinen Vorwurf machen, Wanda war recht entgegenkommend. Gestern noch hatte er nur Augen für mich — genommen hätte ich ihn nie, das ist ja auch ganz etwas anderes! Aber sie ruhte ja nicht, bis sie ihn zu ihren Füßen sah, nun muß sie zusehen, wie sie mit ihm auskommt! Ich habe gar kein Mitleid mit ihr, sie hatte es entschieden auf eine Verlobung abgesehen.“

„Wenn auch, armes Kind, armes Kind,“ murmelte der gutmütige Baron, „wollen sich ja alle gern verheiraten und müssen nachher so schwer dafür büßen! Ach, Kinder, wenn Ihr wüßtet, wie beneidenswert alte Jungfern sind!“

„Das werden wir wohl noch erfahren,“ erwiderte Anny kurz, „die Herren-Auswahl ist hier nicht gerade verlockend. Bleibt nur Herr von Tondern — und für einen Inspektor danke ich auch.“

„Du könntest nur froh sein, wenn Du solch einen braven Mann bekämst,“ schalt der Vater die Hochmütige, „das ist noch einer vom alten Schläge, ein Landmann, wie er sein soll. Voll Ernst und Eifer, kein solch Windhund, wie die Meisten heutzutage! Wäre stolz auf solchen Schwiegerohn!“

„Also vorwärts, Julia,“ meinte Annj lachend, „den Gefallen könntest Du Vater doch thun. Laß Dir von Wanda sagen, wie man es anfängt.“

Julia wehrte ab, doch ihre Wangen färbten sich etwas dunkler. Sie fand den jungen Inspektor sehr hübsch, sehr liebenswürdig — wenn er nur ein wenig mehr Interesse für sie zeigen möchte. Annjs Rat war gar nicht schlecht.

„Ich muß Sie sprechen,“ sagte Frau von Einhaus am nächsten Tage zu ihrem Verwalter — er kam vom Felde zurück, sie begann gerade ihre Tour durch Stall und Milchkeller. „Kommen Sie in einer Stunde auf mein Zimmer.“

Konrad war nicht sehr erfreut von dieser Aussicht, aber seine Herrin sah so matt aus, so niedergedrückt, daß er ihrem Wunsch unumgänglich ausweichen konnte.

Er war recht artig zur Stelle in dem schlichten, kahl möblierten Zimmer, das wenig an das Boudoir einer Dame erinnerte. Ein solider, alter Sekretär erhielt sein Licht von den Fenstern an seinen beiden Seiten, eine Pommade mit zwei englischen Vasen auf Konsolen und einer Schlaguhr in der Mitte, ein runder Tisch vor einem alten Ledersofa, dem Eigentum des verstorbenen Gutsheeren, ein Korbsessel und zwei Rohrstühle auf bescheidenen, kleinen Teppichen, das war alles. So oft hatte er den Raum betreten und der spärlichen Einrichtung kaum einen Blick gegönnt — heute rührte ihn die Bescheidenheit der Möbel, die beiden Lithographien „Paul und Virginie“ und „Don Karlos zu den Füßen Elisabeths“, an den Wänden. Nie hatte diese Frau an sich gedacht, nur Jahr aus, Jahr ein für das Glück der Kinder geforgt — hatte sie diese Enttäuschung verdient? — „Nur nicht weich werden! Frauen sind so lenksam — wenn ich ihr meine Ansicht sage, wird sie sich gewiß getrübt fühlen.“

Da kam sie herein, der er seinen Trost weihen wollte und blickte ihn aus so trüben Augen an, daß er sich geniert abwandte.

„Naten Sie mir einmal, Tondern! Sie wissen ja, was ich meine! Ich kann keinen Ausweg mehr finden. Ich habe mit dem Kind gesprochen, sie ist so eigensinnig, beteuert immerfort, daß sie ihn liebe — ich fühle es, daß sie heuchelt — wenn ich nur ahnte, was sie dazu bewegen hat! Und so schnell — und hinter meinem Rücken; ich bin überzeugt, sie hat noch nicht daran gedacht, wie wir hinzu führen.“ Sie lehnte sich hintenüber und der alte Korbstuhl seufzte mit ihr. „Ich habe ihr vorgestellt, daß es ganz einfach wäre, wenn sie heute erklärte, sie habe sich geirrt oder wäre noch nicht mit sich einig — oder — Gott, sie ist ja auch noch viel zu jung zum Heiraten! Sitzt nun neben Lucie und studiert mit ihr Kataloge! Ich kann es ja gar nicht zugeben, ich darf es nicht, sie würde mir ja immer Vorwürfe machen, daß ich sie ins Unglück hineingestoßen hätte, ich, mein eignes Kind! Glauben Sie wohl, daß die Lodewig eine Abschlagssumme annehmen würden?“

Konrad mußte fast lachen, trotzdem ihm sonst wenig darnach zu Sinn war — jedes Wort traf ihn wie ein Geißelhiebel.

„Damit werden sie wohl nicht einverstanden sein,“ es fiel ihnen beiden gar nicht auf, daß sie Vater und Sohn gleichmäßig in Erwägung zogen, „aber ich denke, das einfachste wäre, Fräulein Wanda zu bestimmen, daß sie jetzt noch Nein sagt.“

„Ja, das ist ja meine Hoffnung gewesen, stundenlang habe ich auf sie eingeredet, sie ist unerbittlich! Schonungslos habe ich ihr alles aus dem Leben dieses Heinz mitgeteilt, soweit es nur eben für die Ehre eines Mädchens paßt — und sie antwortet mir: „Alle sind gleich, alle lügen und betrügen uns — und die es öffentlich thun, die haben wenigstens noch Mut!“ Nun bitte ich Sie, solche gereifte Erfahrungen mit kaum achtzehn Jahren und dann hier auf dem Lande, ohne jede Gelegenheit, das Leben kennen zu lernen. Ach, lieber Tondern, nun kann ich es ja sagen,“ sie legte ihm die Hand auf den Arm, „Sie können mir ja den Vorwurf nicht mehr machen, ich versuchte, Sie zu fangen; aber seit den anderthalb Jahren, die Sie hier und seitdem ich weiß, welch ein guter, tüchtiger Mensch Sie sind, immer hatte ich gehofft, Sie würden mich eines Tages um mein Kind bitten. Ich hätte nicht Nein gesagt, ich wäre so froh gewesen, so froh,“ — nun meinte sie wieder und er hielt wortlos ihre Hand in der seinen. Er starrte dabei zu Boden, zerbiß sich die Lippen und fand kein Wort des Trostes, was ihm doch so leicht erschienen war! — Er schämte sich, er fühlte die Neue wie eine brennende Woge sich durch all sein Denken ergießen: wieder gutmachen! Schändlich hatte er das Vertrauen dieser guten Frau hintergangen, nun weihete sie ihn noch ein in ihre Sorgen, in ihre fehlgeschlagenen Hoffnungen. Ob Wanda nicht zu bewegen wäre, wenn er sie häte — ?

„Das letzte wäre noch, Sie machten Ihren Einfluß geltend,“ sagte Frau von Einhaus, „Herbert ist noch zu jung, zu unreif trotz des Primanertums — und ich habe niemand als Sie! Ich drohte Wanda, ich würde sie fortenden, in die Schweiz, in Pension, da

meinte sie, das würde Heinz sich wohl nicht gefallen lassen und lieber ginge sie mit ihm in die weite Welt, als in solch eine dumme Pension! Wie ausgetauscht ist das Kind von gestern auf heute, so verbittert und auffällig! Wollen Sie es nicht versuchen?“ — Ja, er wollte, wenn auch anders, als sie dachte — ein Gefühl des Sieges stieg in ihm auf, er brauchte sich ja nur zu rühren und der alte Frieden war wieder da, noch viel mehr, helles Glück zog ein, wo eben noch Trübsal herrschte. Er mußte Lucie opfern, so schwer es ihm wurde; er wollte sich mit ihr aussprechen, sie sollte ihn nicht ungehört verdammen. Wenn auch noch kein Wort zwischen ihnen gewechselt war, das ihn verpflichtete: in Blick und Mienen hatte er genug gezeigt, daß sie ihm lieb sei. Deshalb war er ihr eine Rechtfertigung schuldig, dann würde sie ihn als Märtyrer, als Helden betrachten und ihn mit blutendem Herzen scheiden sehen.

Er küßte Frau von Einhaus die Hand, er versprach sein bestes zu thun, mit einer solchen stolzen Sicherheit im Ton, daß sie ihn verwundert anschaute. Starren Schrittes verließ er das Gemach und fragte draußen nach dem gnädigen Fräulein. „Auf der Terrasse.“

Er ging durch das Wohnzimmer und hörte eine bekannte Stimme erregt erzählen; er zögerte, dann trat er näher. Wanda und Lucie saßen neben einander auf dem Bambussofa, der Tisch vor ihnen war mit Zeitungen, Journalen und Preisverzeichnissen bedeckt. Wanda hörte stumm, mit gesenktem Kopf zu, Lucie sprach mit heißen Wangen und blinkenden Augen; sie schienen Geheimnisse auszutauschen.

„Und da sagte Konrad“ — — klang es an sein Ohr. Er eilte vorwärts, die beiden Mädchen schrien auf und sahen ihn entsetzt an. Dann schob Lucie mit rascher Geberde den Tisch zurück, sprang über die paar Stufen hinunter in den Garten und verschwand um die Ecke.

Wanda blieb ruhig sitzen. Sie musterte ihn spöttlich und gab sich keine Mühe, ihn um den Zweck seines Besuchs zu fragen.

„Ich komme mit einer großen Bitte, Fräulein Wanda,“ begann er endlich und bemühte sich, einen harmlosen, freundschaftlichen Ton anzuschlagen. „Ich vermute, daß Sie gestern einen übereilten Schritt gethan haben, der Sie und uns alle schwer gereuen wird. Sagen Sie ein Wort, sagen Sie nur, „ich will nicht“ und in einer Viertelstunde reite ich zu Herrn von Lodewig und teile ihm Ihren Willen mit — jede Verantwortung übernehme ich.“

„Und was dann?“ fragte sie höhniisch. „Wie wollen Sie Ihren wunderbaren Auftrag begründen, weshalb sollte ich gestern einwilligen und heute Nein sagen?“

„Weil Sie einen andern lieben! Das werde ich Herrn von Lodewig mitteilen.“

„Ich — einen andern?“ Sie schwieg eine Weile, dann sah sie ihm starr ins Gesicht. „Das war einmal — aber ich lasse nicht mit mir spielen.“

„Wanda,“ bat er zerknirscht, „sei vernünftig, verdamme mich doch nicht einer Laune, einer Verirrung wegen. Ich schwöre Dir — Sie winkte ihm mit der Hand und nahm ein Paket kleiner Briefe auf, die unter den Papieren gelegen hatten. Er erkannte seine Handschrift — und schwieg.

„Das hat Lucie mir gezeigt, jetzt eben erst,“ sie sprach fast tonlos, „gestern noch hätte ich Ihren Versicherungen gelaubt, hätte — hätte bereut, was ich gethan! Nun ist es besser so. Warum wollen Sie mich täuschen? Sie lieben Lucie, Sie fanden in meiner Liebe nicht Genüge, ich gebe Ihnen keine Schuld, seit ich weiß, wie heiß Lucie Sie liebt. Wen ich nun heirate, das ist ja einerlei — glücklich kann ich ja doch niemals werden.“

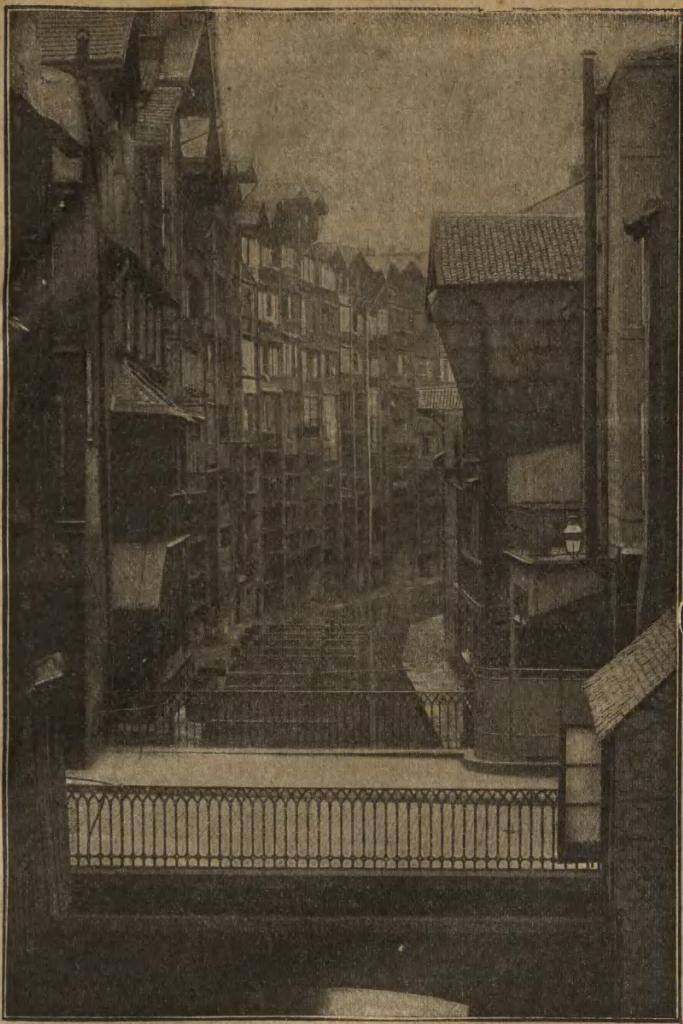
Sie schluchzte leise vor sich hin und er wagte nicht, sich zu rühren. Alles, was er sagen wollte, wäre ja doch nur Lüge und Heuchelei gewesen; die Stunde war zu ernst, um mit leichtsinnigem Wort über sie hinwegzutäuschen. Könnte er aus vollem Herzen sagen: „Nein, es ist ein Trug, ich liebe nicht Lucie, ich liebe Dich“ — dann ja, aber mit einer neuen Lüge beginnen, nein, das durfte er nicht.

„Wenn Sie sich nun auch in mir bitterlich getäuscht haben, Wanda, es giebt trotzdem noch gute, ehrliche Menschen auf Erden. Versuchen Sie zu vergessen, es wird Ihnen leicht werden, da Sie sahen, wie unwert ich Ihnen war. Aber bestrafen Sie mich nicht so grausam hart, legen Sie mir nicht die Schuld auf, Sie in die Arme jenes Mannes gestoßen zu haben — er wird Sie unglücklich machen, er ist roh und egoistisch!“

„Das glaube ich nicht,“ antwortete Wanda, „er liebt mich, weshalb sollte ich mich vor ihm fürchten?“

„Er ist habgierig und geizt nach Geld und Stellung,“ wollte Konrad erwidern, aber der Gedanke „sie wird Dich derselben Begierden zeihen,“ band ihm die Zunge.

Noch einmal wandte er seine ganze Beredsamkeit auf, um sie von ihrer Thorheit zu überzeugen. Doch über Wanda kam die Reaktion nach der heftigen Erregung, ihre Kraft reichte nicht aus, um auch noch eine Auseinandersetzung mit ihrem Verlobten zu bestehen. Sie fürchtete sich vor Heinz und bei dem Gedanken, sich wieder von ihm zu trennen, wallte die Eitelkeit in ihr auf, gerade



Der alte Gerbergraben in Metz.

ihn, der nur mit den Mädchen ge spielt hatte, zu ihren Füßen gezwungen zu haben.

„Ich weiß genau, was ich thue,“ sagte sie in etwas hochmütigem, ungeduldigem Tone. „Ich lasse mich nicht unter die Füße treten und schließlich liegt es doch immer an der Frau, ob sie Einfluß über den Mann gewinnt oder nicht.“

Konrad sah sie ganz erstaunt an: daß sie sich schon jetzt Prinzipien gebildet hätte, vermutete er bei ihr am allerwenigsten.

„Wann wollen Sie Lucie heiraten?“ fragte sie plötzlich.

„Ich? Ach ja! Vorläufig kann ich noch gar nicht daran denken, in meiner Stellung — und ohne Vermögen —“

„Lucie meint, ihr Vater würde genug geben können —“

„Nein, ich will durch meiner Hände Arbeit leben,“ er richtete sich stolz auf. „Almosen von meiner Frau würde ich nie annehmen.“ Gottlob, hinter diesem Grundsatz konnte man sich ja vortrefflich verjähnen! Und natürlich würde Wanda der Freundin diese bittere Thatsache mitteilen.

„So,“ meinte Wanda sinnend, „darum sind Sie wohl so sorgenvoll in diesen Tagen, wie Lucie meinte.“

Diese Kinder, wie sie sich in den Vordergrund drängten, mit lächerlicher Wichtigkeit!

„Ich habe Lucie geschworen, ihr Geheimnis zu bewahren,“ schloß Wanda und erhob sich, „ich halte mein Wort. Ihnen gegenüber — natürlich — konnte ich ja aber nicht schweigen. Nun ist wohl alles gesagt, nicht wahr, Herr Inspektor!“ Die hatte eine ganz königliche Miene dabei, die kleine Wanda, als sie so selbstbewußt den Altschluß herbeiführte. Am liebsten hätte er den kleinen blonden Kopf in seine Hände genommen, die Kinderlippen geküßt und erwidert: „Nur nicht so vornehm, kleine Süße!“

Aber das ging nicht mehr, sie gehörte jetzt einem andern, sie wurde ja Frau von Lodewig auf Winzen und bemühte sich schon augenscheinlich, mit der neuen Würde Respekt einzuschöpfen.

So schüttelte er nur bedauernd den Kopf, als Frau von Einhaus beim Nahen seiner Schritte ihre Thür zum Korridor öffnete.

„Nichts zu machen, gnädige Frau. Sie ist ihres Einflusses auf den Charakter und die Lebensweise des künftigen Gatten sicher.“ Sie sahen sich beide sekundenlang in die Augen, dankend neigte sie das Haupt und schloß leise die Thür.

Wenig später rollte die gelbe Card mit dem hochbeinigen, englischen Traber davor auf den Hof. Im tadellosen Anzug sprang der fromme Heinz herab, während der Kutscher, der mit ihm Rücken an Rücken gefessen hatte, stehend die Zügel über die Lehne nahm und langsam dem Stalle zu fuhr. — Heinz ließ sich in aller Form bei der gnädigen Frau melden. Musterhaft, eine herzliche Bitte mit dem Versprechen der schönsten Dinge verknüpfend, brachte er noch einmal sein Anliegen vor, den Ueberfall vom letzten Abend ignorierend, ganz, als wenn die Antwort auf seinen Antrag noch von der Güte der Frau von

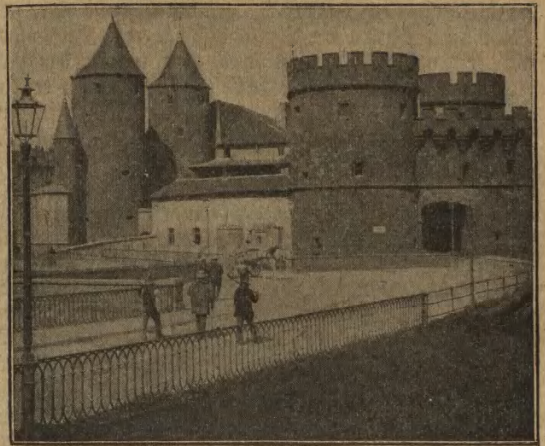
Einhaus abhing. Doch als sie nun in einfacher, aber sehr klarer Weise ihre Bedenken erhob, tadelnd sein Vorleben, die eigentümlichen Verhältnisse im Hause seines Vaters erwähnte und die Einwilligung als keine herzlich gewährte von ihrer Seite aus bezeichnete, da verstand er sie gar nicht: schamhaft senkte er

zwar die Augen bei der Erwähnung der Jugendflüden, es war ja aber so selbstverständlich, daß es kaum einer Versicherung seinerseits bedurfte, daß an der Seite der geliebten Frau sich niemals unerlaubte Wünsche regen würden! Und was die Verhältnisse daheim anbetraf — innerlich dachte er zwar, Wanda könne sich freuen, wenn sie so geseheut wäre wie die kleine Hilda — aber laut meinte er, die würden sie kaum berühren, denn wo schon ein Herr sei, wäre doch für den zweiten kein Platz.

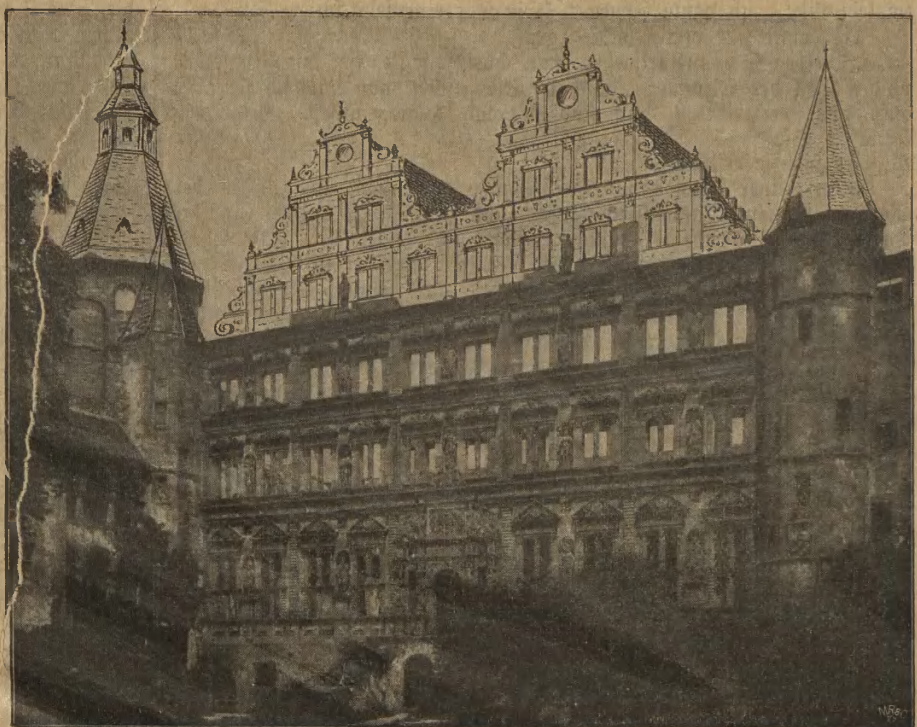
„Ja, aber ich verstehe nicht,“ sagte seine Zuhörerin befremdet, „das Natürliche wäre nun doch, Ihr Herr Vater setzte sich zur Ruhe und Sie übernähmen das Gut.“

„Mein Vater ist noch viel zu rüstig, um sich schon zu den Ueberzähligen zu rechnen; ich dachte — unter Verwandten geziert sich wohl ein offenes Wort und es ist ja immer gut, wenn man gleich klar sieht!“

[Fortsetzung folgt.]



Das Deutsche Thor in Metz.



Die Restaurierung des Heidelberger Schlosses.

Die Auferstandenen.

Eine Ostergeschichte von Gerhard Walter.

[Nachdruck verboten.]

Es war tief im Oktober. Der Wald stand in stiller Herrlichkeit, der große Ernst des Scheidens vom Licht des Sommers lag über ihm. Wie in der Kirche war's. Kein Laut, kein Klang. Die goldenen und rotbunten Blätter des Ahorn und der Buchen hingen regungslos im klaren milden Sonnenglanz an den unbewegten Zweigen. Nur hin und wieder rieselte durch die windstille Luft ein Schwarm herabflatternder Blätter, um lautlos sich im Waldmoos zu betten. Ein feiner blauer Duft lag über den Bergen des Waldthales, in dem es zur Sommerzeit laut genug hergehen mochte, wenn der Schwarm der Reisenden sich hindurch wälzte. Jetzt war keiner mehr da. Es war einsam, ganz einsam geworden.

Und doch war noch ein Menschenleben bemerkbar dort oben, da, wo die Hexenkanzel übers Thal hinausgebaut war, auf der vorspringenden Felskante; gerade da, wo das Thal das Knie machte. Da stand einer auf seinen Stock gelehnt und, sah in all' den Frieden hinunter. Es war ein Mann in seiner vollen Kraft, blond, redendhaft, aufrecht, sonnenverbrannt, die blauen Augen in tiefem Ernst, sinnend auf das stille Thal, gerichtet in seinem bald vergehenden Schmuß. Den Hut trug er in der Hand.

„Hier ist's gut sein!“ sagte er leise vor sich hin; „auf den Bergen ist Freiheit!“ Und in Gedanken setzte er hinzu: „Die Welt ist vollkommen überall, wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual!“

Da fuhr er herum. Von der Felswand neben ihm war ein Stein herabgerollt, ihm vor die Füße. Und der Fuß, der ihn gelöst hatte, gehörte einer Frau an, die auf der Höhe über der Kapelle stand, eine lichte Erscheinung unter den dunklen ernsthaften Tannen. Neben ihr stand, dumpf knurrend eine graue Dogge, die sie mit der freien Hand zurückhielt. Einen Arm hatte sie um einen der Stämme geschlungen und schaute hinab, weit vorgebeugt. Ihr weißes Gesicht schimmerte hervor aus dem Schatten des Gezweigs. So standen sie da und sahen einander in die Augen; er hinauf, sie hinab; beide wie erstaunt darüber, daß es außer ihnen selbst noch einen Menschen in dieser verlassenen Welt gäbe.

Auf dem Gesicht der jungen Frau lag es wie ein ängstlicher Schrecken.

„Ich habe mich verlaufen und verstriegen; wie komme ich da hinunter zur Kanzel?“ Klang eine wohl lautende Stimme von oben.

„Ich werde Ihnen den Weg zeigen!“ rief er hinauf. Sie stand noch so da, als er nach kleiner Weile durch das Tannendickicht brach. Er grüßte. Sie war eine schlanke, vornehme Gestalt mit einem wundervollen Kopf und einem feinen liebreizenden Gesicht, das jetzt von der Arbeit des Wanderns und Steigens leicht gerötet war. Sie dankte anmutig auf seinen Gruß. Jetzt gerade brach die Sonne hinter den Tannen hervor und überflutete beide mit Licht.

„Darf ich Sie führen? Reichen Sie mir Ihre Hand! Der Weg ist zu steil!“ Sie legte die ihre hinein, eine zagende Frau. Er geleitete er die Fremde sorglich schützend abwärts auf dem beschwerlichen Pfade, an dem das Geröll vor ihnen herabrollte und rieselte. Jetzt standen sie an der Kanzel und traten an das eiserne Gitter. Sie hatte ihre Hand gelöst. „Professor Wigand!“ stellte er sich vor. Sie lehnte atmend an der Schutzwehr. „Regierungsrätin Thorwald!“ antwortete sie leicht hin; „ich danke Ihnen.“ Sie war eine sehr schöne Frau.

Er neigte sich zum Abschied grüßend.

„Bleiben Sie meinethwegen nur hier,“ sagte sie mit demselben müden Ton der Stimme; „ich habe Sie gestört, nun will ich Sie nicht auch noch vertreiben. Wir sind ja auch Hausgenossen. Außerdem kenne ich Sie.“

Er sah sie erstaunt an.

„Seit einer Stunde sind wir Hausgenossen, da bin ich in der Waldschenke „zur Tanne“ eingelehrt, und sah Ihren Namen an der Tafel dort. Ich habe ihre Bücher gelesen und besitze sie. Ich wohnte bisher in Alexandersbrunn, aber da ist gestern alles herbstlich zugemacht, und ich mag noch nicht zurück in die Welt aus meinem leidenschaftlich geliebten Walde.“ Sie sah mit wehmütigem Ernst hinab in die sonnige Tiefe. Das war ihre erste Begegnung. Im Herbst. Und sie konnten sich fortan nicht aus dem Wege gehen; und sie wollten es auch garnicht. Diese Art stillen, freien, feinen Verkehrs, wo doch jeder seinen eignen Weg ging, that ihnen beiden wohl.

Und doch einmal trafen sie zusammen, wo sie auf einem Wege zurück mußten. Tief drinnen im Walde lag ein einsames Haus, das Haus der „Fürstin“ genannt, ganz drinnen im Waldesdickicht, schwer zu finden. Eine Fürstin sollte, in Minne entbrannt, dort einst einem ihrer Kavaliere heimlich ihre Hand geschenkt haben und an der Quelle erstochen sein, die hinter dem Hause hervorbrach, das nur einen einzigen Raum in sich barg mit einem Herde.

Sie hatte vor zwei Abenden davon gesprochen, unten in der Gaststube, überm Schachbrett. „Laß die Leute sich doch über mich wundern!“ hatte sie mit ihrem lässigen Ton zu dem Professor gesagt, „ich wundere mich über nichts und über niemand.“

Und so saß sie, ein süßes, stilles Rätsel, ihm gegenüber und sagte ihm Schach an. Er war am folgenden Tage nicht zu dem Waldschloß gegangen, weil er meinte, sie würde hingehen; aber auch sie war eines anderen Weges gezogen, weil sie ihn dort vermutete. Aber am dritten Tage trafen sie da doch zusammen. Er hatte kaum sein Frühstück ausgepackt, da kam die junge Frau durchs Grün daher auf einem andern Wege. Die Dogge knurrte jetzt nicht mehr.

Sie grüßten einander als gute Bekannte. Es saß sich so gut da im linden Sonnenschein, im kräftigen Waldduft. Und sie blieben viel länger beisammen, als sie gedacht hatten. Sie hatten nicht bemerkt, daß der Himmel sich bezog, und hörten plötzlich mit Erstaunen den Regen auf das Bordach von Rinde niederprasseln. Da gingen sie hinein in des Haus und zündeten das rotlobernde Feuer auf dem Herde an und saßen in seinem flackernden Schein und wärmten sich. Und auch ihre Herzen wurden warm in den stillen Stunden, während draußen die Wolken durch den Wald zogen und unendlicher Regen herniederrieselte und rauschte. Als sie heimwärts gingen in dem früh dämmernden Abend auf nassen Pfaden, da kannten sie einander; sie kannte seine und er ihre Geschichte. „Es war, als wenn zwei Tote einander ihre Geschichten erzählten,“ schrieb sie ihm zu Weihnachten, „die beide noch das Recht gehabt hätten, zu leben, aber auf dieses Recht verzichtet hatten.“

Er war manches Jahr unten an den Seen in Afrika gewesen, mehr im Kampf mit der Waffe als im stillen Dienst des Gelehrten; und in Sturm und Frieden hat er an ein liebes deutsches Mädel gedacht, die ihm Treu versprochen, als er hinausging, um draußen Gut und Ehre für beide zu gewinnen; „und deshalb,“ hatte er gesagt und dabei in die prasselnde Flamme gestarrt, „deshalb kann ich das Lied vom Baum im Odenwalde nicht mehr hören, ohne daß es mir wie ein blutiger Schein vor die Augen tritt.“ „als ich wiederum kam zu ihr — verdorrt war der Baum! — ein anderer Liebster stand bei ihr — ja wohl, es war ein Traum!“ Und seine Augen blickten starr und tot in die Glut.

Und sie hatte die feinen Hände um die Knie gefaltet, ihm erzählt, und ihr langes gelöstes Haar war wie ein Schleier um sie gefallen, von einem, der für sie gestorben war, lang ehe er tot war, den sie einmal Gatten genannt; eine kurze Geschichte voll Jammer; aber sie hatte sie sehr langsam erzählt; Wort um Wort, Satz um Satz; und draußen war der Regen nieder gegangen. „Und nun ist er tot, durch eigene Hand geendet; und ich lebe auch nicht recht; es sieht nur so aus!“ hatte sie geschlossen. Und das Feuer auf dem Herd war schwäbelnd erloschen. — Da waren sie schweigend heimgegangen durch den triefenden Wald. — Und vor der Thür der „Tanne“ hatten sie einander die Hände gedrückt: „Danke!“

Sie hatten einander nicht verloren. Im Gegenteil. Aber es war kein Wort von Liebe unter ihnen in allen Briefen gewechselt, die herüber gegangen waren und hinüber.

Nun ging es auf Ostern. „Sei Ihnen ein fröhliches Fest beschieden!“ schrieb die einsame Frau. „Die Botschaft hör' ich wohl, allein mir fehlt der Glaube, da bleibt man für sich!“ — Draußen sang die Drossel vor seinem Fenster, da faßte ihn gewaltig die Sehnsucht nach dem blühenden Schlehdorn an der Felswand, und den Anemonen unter den braunen Buchen und nach dem Ostervollmond im Frühlingwald. Und am Osterheiligabend stand er auf der Hexenkanzel und sah in das stille, braune Waldthal hinunter. Schau, da drüben blühte ja der Schlehdorn, wie ein weißer Schleier, der am Felsen aufgehängt war, und überm Thale stand mit gelbem Licht der Ostervollmond. — Er lehnte auf seinem Stab und schaute hinab.

Da hörte er auf einmal ein dumpfes Knurren und Murren, und daneben eine klare Frauenstimme, die kam näher und näher und sang vor sich hin: „Es steht ein Baum im Odenwald —“

Er wandte sich und schaute aufwärts: da stand sie, licht und schön, einen Arm um die Tanne geschlungen und schaute hinab aus großen Augen wie im süßen Schreck. Da breitete er stumm die Arme aus gegen sie. So sahen sie einander an. Er fand das erste Wort: „Darf ich kommen?“

Sie nickte still und neigte sich tiefer zu Thal; — „Dich führen? Dich tragen? Dich lieben, Du süßes Weib?“ sie nickte wieder ernsthaft. — Und es rauschte im Gezweig und er brach ungestüm durch die Tannen: „Hertha! Geliebte Frau!“

Sie legte ihr Haupt an sein Herz und sah zu ihm auf: „Leben wir nun wieder?“ fragte sie leise.

Er neigte sich über sie und hob ihr Gesicht empor: „Ja, Hertha! Wir feiern die Auferstehung des Herrn, denn wir sind selber auferstanden!“

Ueber den Wald her vom Kirchlein Klang volles, klares Ostergeläut. Und der Ostermond spiegelte sich in ihren leuchtenden Augen und warf helles, goldenes Licht ins stille Thal, über die stille Welt der Auferstandenen.



Mutter und Kind. G. Jakobides.

Der rätselhafte Herr.

Komischer Roman von Heinrich Lee.

[Fortsetzung.]

[Nachdruck verboten.]

Hannemann bezahlte stillschweigend seinen Kaffee, steckte den Brief in die Tasche und erhob sich.

Draußen rieselte der Regen noch immer, und es sah noch recht trübe aus. Fern am Horizonte über den dunklen Fichtenwäldchen blinkte aber schon ein blaues Fleckchen, wie die Hoffnung.

Hannemann sah es wohl — ihm blinkte keine Hoffnung.

Er ging nach Hause.

Auf der Straße trat ein fremder, junger Mensch, ein Tourist, an ihn heran und fragte ihn nach einem Weg.

„Die nächste Straße links,“ rief Hannemann nach einigem Stöcken mit erhobener Stimme, und verwundert schritt der junge Mensch in der angegebenen Richtung weiter.

Wenn Hannemann durchaus etwas zu sagen hatte, so war es nötig, daß er seine ganze Energie zusammennahm, worauf sie endlich wie ein Champagnerpfropfen heftig explodierte, so daß die Leute denken mußten, er wäre ein seltsam brüster und zorniger Mensch, und er war doch von Natur milde und sanft.

Einsam kam er in der Sonne an.

Die Gaststube zur Sonne war heute des schlechten Wetters halber dicht gefüllt.

Rein wie außer sich liefen die Ziesenißens hin und her, aus Korridor und Küche drang ein Lärmen wie nie und Zieseniß junior stand mit transpirierender Stirn in eigener Person am Bierapparat.

Hannefried saß an seinem Tische nicht allein. Am selben Tische saß auch Doktor Pulvermann und Schlauch und eine schlanke, grüne, vornehme Rheinweinflasche stand vor ihnen.

Diese Flasche hatte Schlauch auf seine Rechnung bestellt.

Er hatte heute, wo die Promenade leer blieb, Zeit gefunden, der Verpflichtung, die ihn dem Sonnenwirte gegenüber drückte, endlich nachzukommen. Ein Glas Bier wäre nicht mehr das Richtige gewesen. So hatte er für drei Mark eine Flasche Markobrunner kommen lassen. Zieseniß brauchte, um sie aus dem Keller zu holen, nicht weniger als eine Viertelstunde. Die Flasche ruhte dort in einem unzugänglichen Winkel, den zu betreten der Konsum seiner Gäste sonst nicht nötig machte.

Schlauch erzählte von einer schönen Regelfabrik, die er mit dem Poststrat auf einem Ausfluge in einem Nachbardorfe entdeckt hatte, und er konnte ihre ländlichen idyllischen Vorzüge nicht genugsam preisen.

„Wenn schönes Wetter wieder wird,“ sagte er, „dann könnten wir doch alle mal hin.“

Doktor Pulvermann kannte diese Regelfabrik.

„Natürlich mit Damen!“ warf er ein.

„Brillant!“ rief Schlauch.

„Mit Damen?“ fragte Hannefried, sein Glas austrinkend.

Die Flasche war leer.

„Jetzt bestell ich eine!“ bemerkte Pulvermann. Hannefried und Schlauch protestierten nicht dagegen. Der alte Zieseniß kam mit der neuen Flasche. Sie war etwas staubig. Zieseniß bearbeitete sie behutsam mit der Serviette, bis sie funkelte wie ein Diamant im Kerzenlicht. Je leerer die Flasche wurde, desto lebhafter wurde die Idee mit den Damen an dem Tische erörtert, namentlich Hannefried griff kräftig in die Unterhaltung ein. Seine Aufmerksamkeit hatte bisher den in der Gaststube versammelten Herrschaften gegolten, ohne daß jedoch Ziegen speck, dem sie im besonderen galt, bisher sichtbar geworden wäre.

„Jeder Herr muß eine Dame dabei haben,“ sagte Hannefried, „man muß Einladungen machen.“

Schlauch schrieb auf einem Zettel schon die Namen auf. Er machte sich anheischig, die Sache in die Hand zu nehmen. Es sollten natürlich alles nur Bekannte sein. Eine Dame fehlte noch.

„Die finden wir,“ sagte Hannefried entschieden, während Doktor Pulvermann in demselben Augenblick den letzten Rest der zweiten Flasche in sein Glas entleerte.

Hannefried klopfte mit der leeren Flasche auf den Tisch. Er war in gehobener Stimmung. Er wollte sich auch von niemand lumpen lassen.

„Es ist wohl genug,“ warf Schlauch etwas bedenklich ein, während Doktor Pulvermann schwieg. Hannefried ließ sich nicht beirren, bis Zieseniß kam.

„Noch eine,“ rief Hannefried.

„Die finden wir,“ wiederholte er dann.

„Wer solls denn sein?“ fragte Schlauch.

„Fräulein Moesfel.“

Zieseniß kam mit der dritten Flasche. Zum dritten Male kam er aus dem verlassenen Kellerwinkel und er sah sehr befriedigt aus.

„Prost!“ sagte Doktor Pulvermann, und die drei Gläser klangen zusammen.

„Wo ich nur meinen Sonnenschirm hab,“ sagte oben in ihrem Zimmer die Stabsärztin zu Vorchon, „Du wüchtest wohl mal unten in der Gaststube nachsehen.“

Vorchon seufzte ein wenig und ging. Sie brauchte in der Gaststube nicht lange zu suchen. Der Schirm stand richtig und unversehrt noch in einer Ecke. An der Thüre, als sie die Stube wieder verlassen wollte, stand Hannefried vor ihr. Sein Gesicht war gerötet.

„Darf ich fragen, gnädiges Fräulein,“ sagte er, „wie Ihnen der gestrige Abend bekommen ist?“

„Danke sehr,“ erwiderte Vorchon einigermaßen überrascht.

„Entschuldigen Sie, gnädiges Fräulein,“ fuhr Hannefried fort, „ich bin vom Komitee. Wir haben eine Landpartie beschlossen — so bald es wieder schönes Wetter wird. Wir möchten uns die Ehre geben, Sie und Ihre Frau Mutter dazu einzuladen. Wollen Sie uns das Vergnügen machen?“

„Sehr freundlich,“ antwortete Vorchon in Verwirrung, „ich müßte aber erst meine Mutter darum fragen!“

„Dann bin ich so frei und hole mir noch Bescheid,“ sagte Hannefried.

Als Vorchon ihrer Mutter von der Einladung erzählte, sagte die Stabsärztin in bestimmtem Ton: „Wir nehmen es an.“

„Ich weiß gar nicht, ob es sich paßt, Muttschen,“ erwiderte Vorchon, „wir kennen doch Herrn Hannefried kaum.“

„Er scheint sich doch aber für Dich zu interessieren!“

„Aber Muttschen!“ bat Vorchon wieder flehenlich.

Als die drei Herren im Adler wieder eintrafen, war der Starmtisch bereits völlig besetzt. Hannefried hatte einen dumpfen Kopf. Der Landwein im Adler trank sich entschieden besser, als der Rheinwein in der Sonne. Franz aber wartete bereits auf Hannefried. Unaufgefordert stellte er den gewohnten halben Viter vor ihn hin und auch einiger weiteren, die noch folgten, konnte sich Hannefried schon der Geselligkeit halber nicht gut erwehren. Zu später Stunde trennte man sich.

Wenige Minuten, nachdem Hannefried, das Geländer umklammernd, die Treppe hinaufgestiegen war, scholl aus dem Korridor des ersten Stocks durch das schon zur Ruhe gebettete Haus ein durchdringendes schrilles Geschrei, als würde jemand von den Hotelgästen ermordet oder als erschiene einem von ihnen ein nächtliches Gespenst.

Hannefried hatte sein Zimmer verfehlt. Er war in das Zimmer nebenan geraten, wo die alte Dame logierte, und er hatte bereits begonnen, seine Kleider abzulegen.

Ziegen speck und ein Teil des Personals stürzten mit Lichtern herbei und nur unter großer Mühe gelang es, die alte Dame zu beruhigen. Dann schaffte Ziegen speck selber seinen Gast zu Bett.

9.

Die Ungunst der Witterung hatte nicht lange angehalten und an einem der nächsten schönen Tage sollte die Landpartie, nachdem der Plan dazu einer allgemeinen regen Zustimmung begegnet war, in der geplanten Weise vor sich gehen.

Inzwischen hatte sich ein sonderbarer, vorübergehender, jedoch sensationeller Vorfall ereignet, der berufen war, in seiner weiteren Folge die von uns zu schildernden Ergebnisse zu einer entscheidenden Wendung zu bringen. Der Vorfall war, wie gesagt, von sehr sonderbarer Art und es war keiner von den Vorfällen, wie sie sonst die Romanautor'en anzuwenden lieben. Seiner vielseitigen Verwicklung halber sei er hiermit vom Erzähler nur in kurzen Zügen wiedergegeben.

In Liebenaun hatte ein Puppentheater seinen Einzug gehalten, zu einer einmaligen Vorstellung, die in einem Gasthose untergeordneten Ranges auch, in der That vom Stapel ging. Gegeben wurde als erste Nummer des Programms ein Stück: „Johannes Parricida, der deutsche Kaiser-mörder“. Den hervorragendsten Teil des Publikums bildeten harmlose Landleute, Dienstmädchen und sonstige Menschen von geringerer Begüterung und deshalb dankbarem Geschmac. Sie hatten die billigen Plätze gefüllt, während vorn auf den beiden ersten Bänken, wo der Platz fünfzig Pfennige kostete, einige Kurgäste, darunter auch Hannefried mit Schlauch und Stroh sich niedergelassen hatten. Auch Vorchon und ihre Mutter waren zu dem Kunstgenusse eingetroffen. Das Theater besuchte die Stabsärztin ihres Leidens wegen sonst niemals, und nur Vorchon und das billige Entree verleiteten sie diesmal zu einer Ausnahme.

Die Herren begrüßten die beiden Damen gebührend und die Vorstellung begann.

Albrecht der Erste trat auf der Bühne und in schön gereimten Versen sprach sein Neffe Johannes um sein Erbe ihn an, das ihm der Oheim vor enthalten wollte. Oben durch den offenen Plafond der Bühne tönte die Bassstimme des Theaterdirektors, das hellere und weichere Organ seiner Frau und schließlich im weiteren Verlaufe der Handlung auch die dünneren Zistellstimmen seiner Kinder in ihren verschiedenen Abstufungen herab.

Während das Publikum auf dem billigen Platze insgesamt mit Andacht den Vorgängen lauschte, raunten Schlauch, Hannefried und Stroh sich schlechte Witze zu, sie begleiteten die ernstesten Vorgänge der Bühne mit stiller Heiterkeit, und das Organ des unsichtbaren Direktors, dem die unpassende Wirkung der Tragödie auf die noblen, vorn auf der ersten Bank zu seinen Füßen sitzenden Besucher nicht entgehen konnte, nahm dementsprechend eine drohende Färbung an. Er fühlte durch ein solches Benehmen sich und sein Kunstinstitut herabgewürdigt und gedemütigt. Namentlich Hannefried that sich hervor, er spürte Vorchens Blicke hinter sich und er wollte nicht, daß Vorchens über sein Kunstverständnis in irgend einem Zweifel verbliebe.

So nahte die Szene heran, in welcher Kaiser Albrecht unter dem Dolche seines Mörders endlich verbluten sollte. Zum letzten Male wendet Johannes sich an ihn, erst bittend und flehend. Weil aber wahrscheinlich der Puppenmechanismus seine Schwierigkeiten hatte, so hielt Johannes den Dolch, das Mordwerkzeug, obwohl er es nach dem Sinne der Dichtung erst am Ende der Szene hätte ziehen dürfen, schon von Anfang an deutlich und entblößt in der gezeichneten Hand. Unstreitig stand diese Haltung mit der inneren Wahrscheinlichkeit der Szene in einem Widerspruch. Während aber die Bandleute und Dienstmädchen an dieser bloßen Außerlichkeit nicht den geringsten Anstoß nahmen und der Entwicklung mit feberhafter Spannung folgten, bäumte sich Hannefried auf und Stroh und Schlauch schlossen sich ihm an. Sie dämpften ihre Heiterkeit nicht mehr. Je bedrohlicher das Organ des Bühnenleiters durch den Plafond zu ihnen herabklang, um so weniger fühlten sie sich an eine etwaige Rücksicht gebunden.

„Jetzt hab ichs fort! Schockschwerenot!

Heraus mein Dolch! Ich stech Dich tot!“

rief Johannes endlich aus. In diesem Augenblicke erst schien Kaiser Albrecht die für ihn berechnete Waffe zu bemerken und mit einem Aufschrei vor seinem Mörder flüchtend, stürzte er hinter die Coulissen, Johannes ihm nach.

„Kaisermord! Kaisermord!“ dröhnte es hinter den Coulissen in tiefem Tone vom Basse des Direktors.

„Kaisermord! Kaisermord!“ mischte sich die weichere Stimme der Direktorin ein.

„Kaisermord! Kaisermord!“ klang es aus den hellen Kinderleihen.

Und „Kaisermord! Kaisermord!“ stimmten jetzt voll Vergnügen auch Hannefried mit seinen beiden Nebenmännern ein.

Auch die Geduld eines Bühnenleiters hat ein Ende. Es war für den Direktor des Gebotenen zu viel. „Wenn die dummen Jungen etwa glauben,“ raunte seine Stimme aus der Oeffnung auf die erste Bank herab.

„Kaisermord! Kaisermord!“ erhob sie sich dröhnend in neuem.

„— sie können sich für ihre fünfzig Pfennig hier mauschen,“ raunte sie dazwischen weiter —

„Kaisermord, Kaisermord!“ hob sie dröhnend wieder an

— „dann fliegen sie raus!“ endete sie endlich in verhaltenen Ton.

„Bravol!“ scholl es energisch aus einer Ecke.

Der Zuschauerraum lag ganz im Dunkeln, und die Person, von

der dieses Bravo kam, war nicht zu erkennen. Es klang aber entschieden so, als drückte die Person dem Direktor für seine Zwischenbemerkung ihren Beifall aus.

Das Trauerspiel war zu Ende, der Zuschauerraum wurde wieder hell, auf dem Platze, von dem das Bravo hergekommen war, saß Jannemann. Er war geräuschlos erst nach dem Beginn der Vorstellung erschienen. Sein Platz war gerade vor Vorchens. Alle Blicke von den beiden ersten Bänken hingen an ihm.

Hannefrieds Ehre war touchiert.

Schlauch und Stroh benahmen sich sehr merkwürdig. Sie thaten plötzlich, als ginge sie die Sache gar nichts an. Vorchens war unmittelbare Zeugin gewesen, und Hannefried konnte aus diesem Grunde die Sache nicht auf sich beruhen lassen.

„Bardon,“ sagte Hannefried, als sich das Theater leerte, draußen auf der Straße zu Jannemann herantretend, „haben Sie Bravo gerufen?“

Er sprach es so laut, daß Vorchens, die mit ihrer Mutter dicht hinter ihnen kam, es zweifelsohne hören mußte.

„Ja,“ erwiderte Jannemann kurz, aber mit starker Stimme.

„Darf ich fragen,“ fuhr Hannefried schneidig fort, „weshalb Sie so gerufen haben?“

Es schien erst, als ob der Berliner, der so plötzlich vor den Adergästen wieder auf die Oberfläche tauchte, eine Antwort geben wollte. Dann wandte er sich kurz um, und ohne Hannefried noch eines Wortes zu würdigen, ging er weiter.

„Ich fordere ihn,“ sagte Hannefried erregt zu seinen Freunden, als er mit ihnen vor dem Gasthof auf der Straße nun allein zurück blieb. Er war so aufgeregt, es schwirrte derartig in seinem Kopf, daß er im Augenblicke keinen Sinn dafür besaß, was Schlauch und Stroh darauf entgegneten. Nur etwas sah er jetzt deutlich, nämlich die Gestalt Vorchens, wie sie sich jetzt mit ihrer Mutter hastig entfernte.

Auch Vorchens war sichtlich aufgeregt. Zu Hause angekommen, zündete sie die Lampe an, verbrauchte mit unsicherer Hand dabei ein halbes Dutzend Streichhölzer und machte sich dann an der Kommode zu schaffen.

„Was hast Du denn?“ fragte die Stabsärztin, die von allen geschicktesten Vorgängen natürlich nichts verstanden hatte.

„Nichts, Muttschen,“ erwiderte sie.

Sie nahm von der Kommode das Schreibzeug, setzte sich nieder und schrieb einen Brief.

„An wen schreibst Du denn?“ fragte die Stabsärztin.

„Nur an Tante Fetzchen. Sie sollte mir doch die gelben Schuhe schicken,“ sagte Vorchens.

„Das fällt Dir jetzt ein?“

Vorchens antwortete nicht mehr, sondern schrieb mit hastiger Hand folgende Zeilen: „Herr Jannemann, wohnhaft im Hotel zur Sonne, und Herr Hannefried, wohnhaft im Hotel zum Adler, haben ein Duell miteinander vor. Es teilt Ihnen das jemand mit, damit Sie es noch rechtzeitig verhindern können. Der Name des Schreibers thut nichts zur Sache.“

Auf des Couvert schrieb Vorchens ebenso eilig: „An die wohlwollende Polizeiverwaltung in Liebenau,“ klebte eine Marke darauf und übergab den Brief im Korridor einem Küchenmädchen, mit dem Auftrage, ihn sofort in den Kasten zu stecken. (Fortsetzung folgt.)

❖ Allerlei. ❖

Briefcouverts in China. Im Reiche der Mitte, dessen Posteinrichtungen dem Alter nach um Jahrhunderte hinter das Thurn und Taxische Monopoi zurückreichen, sind drei Arten gestempelter Enveloppes im Umlauf. Das grüne Couvert mit roter Schrift enthält folgende Aufschrift: „Da hiesfür zehn Kopfen gezahlt wurden, wird dieser Brief über alle Meere und großen Gebirge gehen.“ Diese Bemerkung besagt, daß der betreffende Brief über die Grenzen des himmlischen Reiches hinaus frankiert ist. Auf dem weißen Couvert melden rosarote Buchstaben: „Bermittelt drei Kopfen wird dieser Brief bis zu den Grenzen und an das Ufer der Meere laufen.“ Frankatur innerhalb des Staatsgebietes. Das rosarote Couvert endlich läßt sich in grellroter Farbe vernehmen: „Nöge der Himmel Adel und Reichthum allen Generationen verleihen.“ Diese Formel prangt als Zeichen der Postfreiheit auf der Korrespondenz der Minister mit den Stadthaltern in den Provinzen.

Ein Theatertruff. Wo anders natürlich als in Amerika, dem gelobten Lande des Ringens, könnte von einem solchen die Rede sein? Praktisch und jeder Sentimentalität abhold, wie die Amerikaner nun einmal sind, ist bei ihnen auch die Kunst, vor allem der Theaterbetrieb, ein Geschäft, das selbstverständlich dem Schicksal „vertruffet“ zu werden, nicht entgehen konnte. Schon seit etlicher Zeit haben sich sechzehn Theaterleiter New-Yorks zu einem Ring zusammengeschlossen, der bei dem außerordentlichen Einfluß, den die New-Yorker Theater auf die übrigen Bühnen Amerikas ausüben, eine geradezu panamerikanische Bedeutung hat, so daß ohne Genehmigung der New-Yorker Direktoren kein Späß auf den Theaterbühnen Amerikas pfeifen darf. Dieser mächtige Truff läßt sich aber nicht bloß die Regelung der geschäftlichen Seite des Theaterwesens angelegen sein, sondern er widmet auch der Kritik seine Fürsorge. So lange es ein Theater und eine Presse giebt, hat es an Reibungen zwischen diesen beiden Kulturaktoren nicht gefehlt, und wie bekannt, ist es in den letzten Jahren öfter vorgekommen, daß Künstler, die sich ungerecht be-

urteilt fühlte, ihre Kritiker ad absurdum führten, w bei sie indessen weniger durch Berechnung als durch die Kraft ihrer Fäuste zu wirken suchten. Daderartige Mittelchen aber nicht viel verschlagen, packt der amerikanische Theatertruff das Uebel bei der Wurzel. Zuerst ging er den Provinzblätter zu Leibe, und es glückte ihm auch, diese so mundtot zu machen und die bissigsten Rezensenten in solche Lobredner der Theater zu verwandeln, da er jetzt mit frohem Mut den Kampf gegen die New-Yorker Theaterkritiker aufgenommen hat. Den Anfang machte er mit dem „Commercial Advertiser“, indem diesem alle Inserate und Eintrittskarten der sechzehn leudnen Theater entzogen wurden. Erst wenn der Kritiker dieses Blattes, Herman Happort, entlassen ist, darf sich das Blatt wieder der Gunst des Lusts erfreuen. Happort genießt den Ruf eines gerechten Kritikers, bei dem sich litterarisches Wissen und künstlerischer Geschmack vereinen, aber er wegen dieser seiner hervorragenden Eigenschaften hat ihn auch das Theatertruff als erstes Opfer erkoren. Daß die New-Yorker Presse in Folge der Maßregelung geschlossen gegen den Theatertruff Front macht, ist nicht anzunehmen, da die Sonderinteressen dem hindernd im Wege stehen und im übrigen die Bretter, die die Welt bedeuten, in Amerika nicht eben so interessiertes Publikum finden, wie dies in Europa der Fall ist. Da es aber schließlich das Theaterpublikum selbst ist, dem eine beschränkte Kritik zum Nachteil gereicht, dürfte der Truff schließlich wohl der Verachtung des kunstverständigen Teils der Amerikaner anheimfallen.

❖ Unsere Bilder. ❖

Mutter und Kind.

Was eine Kindseele
Aus jedem Blickerspricht!
So reich ist doch die Hoffnung
Ein ganzer Frühling nicht.

Wie uns den Frühling kündigt
Ein Veilchen schon im März,
So wird Dein Kind ein Frühling
Für Dich, o Mutterherz!

Soffmann von Fallersleben.

Der alte Gerbergraben in Metz zeigt noch ein echtes Stück alter Romantik, wie wir es in gleicher Art nur noch selten in Deutschland, mehrfach wohl nur noch in den alten Hansestädten, zu sehen bekommen. Dieses alte Stück wird jetzt auch sanitären Bedenken geopfert werden und bald werden nur noch Bilder und vielleicht einige besonders prägnante Giebel- oder Frontstücke in einem oder dem anderen Museum von der einstmaligen Existenz desselben Zeugnis geben. Erhalten bleibt dafür der Stadt das prächtige alte „Deutsche Thor“, welches wir ebenfalls im Bilde wiedergeben und das von den städtischen Behörden dem Militärskus für die Summe von 46 000 Mark abgekauft worden ist.

Die Restaurierung des Heideberger Schlosses hat in Kunstkreisen große Meinungsverschiedenheiten hervorgerufen, den zahlreichen Befürwortern dieser Arbeit stehen nicht minder zahlreiche Gegner gegenüber. Die vorzunehmenden Arbeiten sind bis in die kleinsten Teile auf Erhaltung des Bestehenden gerichtet, und Erneuerungen wurden nur dann vorgenommen, wenn die fortgeschrittene Verödung des Alten eine Ausbesserung unmöglich machte. Auf diese Weise ist unter Wahrung des altertümlichen Charakters die Renovierung des Friedrichsbauers bereits erfolgt und nun wird mit der Rekonstruktionsarbeit in dem Schloß fortgeföhrt werden, und zwar wird zunächst der Ost Heinrichsbau in Angriff genommen. Von der Seite, die für die Renovierungspläne plädiert, wird zur Befürwortung dieses Projektes auf die Art der Neugestaltung des Friedrichsbauers hingewiesen, welche, wie man zugeben muß, und auch unser Bild zeigt, keinen wesentlichen Unterschied gegen das frühere Aussehen des Schloßteiles aufweist. Doch kann ein Parallelschluß hieron auf den Ost Heinrichsbau sich auch als unzuverlässig erweisen, da dieser sich in einem weit ruinenhafteren Zustand befindet, als es mit dem Friedrichsbau vor der Restaurierung der Fall war.

◆ Gemeinnütziges. ◆

Entfernung schmutzig grauer Stellen bei altem Porzellan. Altes Porzellan ist oft sehr wertvoll und würde in seinen altertümlichen Formen eine Zierde der Geschirrborte des Speisimmers sein, wenn es nicht leider oft unansehnliche graue Stellen zeigte, welche nachlässiges Reinigen oder unrichtiges Aufbewahren in feuchten Räumen und Schränken verschuldet haben. Einem gewöhnlichen Aufwaschen, selbst dem Abbürsten mit starkem Seifenwasser, setzen solche Stellen unliebsamen Widerstand entgegen. Will man diesen brechen, so muß man auf folgende Weise verfahren. Man läßt für je 10 Pf. Soda, Chlorkalk und Leesalz in kochendem Wasser sich völlig lösen. Dann kocht man die Lauge einige Minuten, teilt sie und füllt sie in zwei Gefäße. In das eine, das man erst etwas auskühlen läßt, stellt man die zu reinigenden Gegenstände eine Viertelstunde zum Einweichen, indem man die Lauge im zweiten Gefäß heiß erhält. Das eingeweichte Porzellan wird nach dieser Zeit mit der heißen Lauge in Anwendung einer scharfen Bürste gründlich abgebürstet, gleich in ein Gefäß mit frischem, warmem, etwas gesalzenem Wasser gethan, darin gut nachgespült und endlich blank und trocken geriegt.

◆ Nachtsch. ◆

1. Bexierbild.



Wo ist der Osterhase?

2. Rechteckrästel.

a	ä	e	e	e	g
g	n	n	n	n	o
r	r	r	s	t	u

Die Buchstaben sind so zu ordnen, daß die wagerechten Reihen bezeichnen 1. eine Frucht, 2. ein Mitglied der Oper, 3. eine Leibesbewegung. Die Anfangs- und Endbuchstaben bezeichnen ein Fest.

3. Rätsel.

Braucht man das Wort, so hat man schwache Augen, Doch umgestellt wird's nicht zum Sehen taugen.

Lösung der Aufgaben in voriger Nummer.

1. Im Stat liegen Coeur-Acht und Sieben. Vorhand hatte: Kreuz-Wenzel, Zehn, Dame, Neun, Acht, Sieben, Pit-Zehn, Coeur-König, Dame, Neun. Hinterhand die übrigen Karten. Spiel: Kreuz-Dame, Ab, Pit-König (- 18); Karo-König, Pit-Zehn, Karo-Zehn (- 24); Kreuz-Zehn, König, Karo-Dame (- 17); Kreuz-Neun, Pit-Acht, Ab (- 11); Karo-Neun, Kreuz-Wenzel, Karo-Ab (- 13); Kreuz-Acht, Pit-Neun, Karo-Wenzel (- 2); Pit-Wenzel, Coeur-König, Pit-Dame (- 9); Karo-Acht, Kreuz-Sieben, Coeur-Wenzel (+ 2); Coeur-Ab, Pit-Sieben, Coeur-Dame (- 14); Karo-Sieben, Coeur-Neun, Zehn (- 10).
2. A. Bias, Wald, Ella, Wehr, Thur, Garn.
B. Tobias, Dswald, Stella, Gewehr, Arthur, Ungarn.
3. Das Wort.

◆ Lustiges. ◆

Passende Lektüre



Offizier (findet bei seinem Nachhausekommen seinen ihm neu zugeteilt Burschen eifrig in einem Kommerz-Buch blätternd): „Was willst Du mit dem Buche — das ist nichts für Deinesgleichen!“

Bursche (auf den Titel des Buches weisend): „Ich dachte gerade, Herr Leutnant, weil hier doch groß gedruckt steht: ‚Burschenlieder.‘“

Nicht verlegen.

Kadett: „Ach — Ober — schenzlich — hier, Haar in der Suppe!“

Oberkellner: „Das dürfte aber ein Schnurrbarthaar des Herrn Fähnrich sein!“

Kadett: „Ach — pardon — dann jeben Sie's man wieder retour!“

Deplaciert.

„... Und was geschah infolge des Vorfalls mit dem Offizier?“

„Er wurde durch Veretzung in die Tropen saltgestellt!“

Das Geschrei der Kleinen.

(Fabel.)

„Warum entweichst Du vor den kleinen Vögeln, mein Vater?“ sprach ein junger Adler zum alten.

„Fürchtest Du sie etwa?“

„Sie selbst nicht,“ war die Antwort, „aber ihr Geschrei!“

Gut gegeben.

Vater (zum Werber): „Schön ist meine Tochter nicht!“

Werber (das Geschminkte z. sehend): „Aber sie giebt sich alle Mühe!“

Sonst.

Arzt (nach der körperlichen Untersuchung): „Sie leiden an Leber-Aufschwellung, Magen-Erweiterung, Herz-Verstärkung, Lungen-Emphysem, Nachen-Katarrh...“

Patient (aufs äußerste deprimiert): „Schrecklich, schrecklich!“

Arzt (fortfahrend): „Sonst aber sind Sie von Haus aus ein ganz gesunder Herr!“

Zeitbild.

„Endlich ist der Schriftsteller Schulze berühmt geworden!“

„So, hat doch noch ein Theaterstück von ihm Erfolg gehabt?“

„Das nicht; aber er hat soeben den ersten Preis in einer Automobil-Wettfahrt gewonnen.“

Schmerzliche Erfahrung.

Diener: „Es ist gar nicht anders möglich. Ihren Ueberzieher kann nur der Patient gestohlen haben, der bei uns die Entsetzungskur durchmachte!“

Arzt: „Dieser Undankbare; so lange hat er sich also von mir behandeln lassen, bis er in den Ueberzieher hineinpakte!“